



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

F A: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. 19. Eine musikalische Stadt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

19. Eine musikalische Stadt



usikalisch sind wir in Scharzberg, das unterliegt keinem Zweifel. Neulich haben sogar die Wagenschieber und Weichensteller unsers Bahnhofes einen eignen Gesangverein gebildet. Man wird fragen: Wie ist es möglich, daß ein Gesangverein von Wagenschiebern etwas leistet, da doch immer mehr als die Hälfte dieser Leute im Dienste ist? Sie leisten gerade so viel wie die andern, die auch nie vollzählig sind. Ich erwähne die Thatsache auch nur darum, weil der Wagenschieberverein gerade der dreißigste Männergesangverein unsrer Stadt ist.

Jeder dieser Vereine hat einen schönen Namen, bei dem es meist mehr auf Wohlklang als Sinn und richtige Sprachform ankommt, z. B. Euphrosine, Polihymnia, Fidelia, Hilaria, Apollonia; jeder hat seinen Vorstand, seinen Dirigenten, sein Kneiplokal, seine Fahne und sein Stiftungsfest mit oder ohne Konzert, aber jedenfalls mit Tanz. Am Sängerbundesfeste treten alle diese Vereine, soweit sie unter einen Hut zu bringen sind, zu einem großen „Klangkörper“ zusammen. Ein Vierteljahr vorher schon werden in allen einzelnen Vereinen die gemeinsam zu singenden Lieder eingeübt, natürlich hier so und dort so. Dann kommt die gemeinsame Probe, in der man sich um die Plätze zankt und die Stimmen einigermaßen zusammenbringt. Viel zu ändern ist nicht an der Geschichte, denn was bei diesen Sängern einmal eingerammt ist, das sitzt fest. Dann kommt die Aufführung, bei der gewaltig gebrüllt und viel dirigirt wird. Der Sängerbundesdirektor steht groß da. Aber alle Vereinsdirigenten sagen sich im Stillen, der Mann werde nachgerade alt, und sie könnten es mindestens ebenso gut. Hierauf erscheinen die einzelnen Vereine mit ihren einzelnen Dirigenten auf der Bühne. Die Dirigenten sind fast sämtlich Volksschullehrer, denen für die harte Arbeit, jede Note mühsam einzupauken, die Viertelstunde des Ruhms wohl zu gönnen ist. Viele sind wahre Meister im Dirigiren. Der eine schmiert mit kühner Schwenkung des Stockes jeder Stimme ihren Part unter die Nase, der andre lockt winkend die Töne hervor, ein dritter schwimmt auf Meereswogen mit Bewegungen wie die Rheintöchter, ein vierter singt vernehmlich in alle Stimmen den ersten Tenor, wie den zweiten Bass hinein und markirt alle Fehler, noch einer, der gedient hat, kopirt Caro. Die „Euphrosine“ brüllt nach Anleitung ihres Dirigenten aus voller Sängerb Brust; die „Fidelia“ singt gequerschte Kehltöne, gleichfalls nach Anleitung ihres Dirigenten; die „Apollonia“, die von dem kleinen Leopold geleitet wird, ist lyrisch angelegt und zirpt. Ihr Pianissimo ist großartig, es hört eben alles auf, und selbst der Dirigent verschwindet unter seinem Pulke. Im „Liederhort“ herrscht der Sangeshumor; in der „Polihymnia“, deren Dirigent einmal etwas von dunkler Klangfarbe gehört hat, singt man alles auf den Vokal u. Alle aber stehen auf der höchsten Stufe, was deutliche Textaussprache betrifft, namentlich das W im Anfange der Wörter gestaltet sich überall zu einem klangvollen Doppel-U (Was uns aint als daitische Brieder u. s. w.), alle sind großartig und unübertrefflich in der Kunst,

die unbetonten Silben so pianississimo als möglich zu singen (Laß . . . dai . . . Hand . . . grai . . . , d. h. laß mich deine Hand ergreifen). Alle preisen „den Wein, den Wein, die Liebe und den Sang“ und trinken Bier dazu.

Außerdem kimpert es aber auch in Scharzberg in allen Häusern. Die jungen Mädchen müssen doch auch musikalisch gebildet werden. Wenn sie dann heiraten, ist es freilich mit der Musik vorbei; aber es ist doch nett, wenn ein junges Mädchen etwas so schönes vorspielen kann, wie das „Gebet der Jungfrau“ oder die „Klosterglocken“ oder das „Silberfischchen“ oder das „Wellenspiel“ oder das „Erwachen des Löwen“ oder den „Husarenritt.“ Auch muß doch eine anständige Familie ein Piano besitzen, und es schickt sich doch nicht, wenn das Instrument gänzlich unbenutzt dasteht. Man unterschätze den Wert der Musik nicht. In Scharzberg haben zwei „Musikdirektoren,“ d. h. Musiklehrer von Beruf, eine Pianofortehandlung und fünfundzwanzig Volksschullehrer durch Klavierstundengeben und Vermittlung von Musikalienkauf ihr schönes Nebeneinkommen.

Wenn man aber gar in die Nähe des Seminars kommt, so gerät man in wahre Tonstuten. Zu gleicher Zeit brummen dort zwei Orgeln, quiettschen zwanzig Geigen und versuchen so und so viel verwegne Klapperkasten den ungleichen Kampf mit ihnen aufzunehmen.

Unser wackerer Tanneboom, das ist der Stadtpfeifer, auch ein „Musikdirektor,“ hält mit seiner Herde von Lehrlingen wöchentlich zweimal Vierkonzert, über die unter „Kunst“ im Intelligenzblatte berichtet wird mit der unvermeidlich wiederholten Behauptung, das Publikum habe die Pflicht, durch den Besuch der Konzerte die Kunst zu unterstützen. Auch bei den verschiedenen Festen des „Kaufmännischen Vereins,“ der „Keschurje“ und anderer Vereine wird konzertirt. Was soll man auch bis zu Tische oder bis zum Tanze anfangen? Eine Idee hat nicht jeder Vorstand, aber eine Sängerin kann man allemal haben, und das Orchester ist sowieso da. Man hört also dieselben alten Stückchen, wie den „lieben Schwan“ aus dem Lohengrin, die Tell-Ouverture und die Glöckchen-Polka, die in den Wochenkonzerten aufgetischt werden, auch einmal als Festmusik; man kann die „Toilette“ einer Sängerin bewundern oder bekritteln, man hat das Recht zu „applaudiren“ und fühlt sich gehoben und befriedigt.

Reisende Künstler, Sänger, die es einst waren oder auch niemals sein werden, durchgegangene Konservatoristen, blinde Orgelspieler gehen nie an unsrer Stadt vorüber, ohne künstlerische Genüsse, großartige Leistungen, „genußreiche Abende“ in Aussicht zu stellen. Aber sie fallen gewöhnlich erbarmungslos hinein, ebenso wie die paar vertrauensvollen Seelen, die zu solchen Konzerten zu gehen pflegen und nun im leeren Saale sich und die Konzertgeber bemitleiden. Was denken sich auch jene Leute! Sie sind fremd, sie haben in der Stadt weder Freunde, noch Verwandte, noch sonstigen Anhang. Wie kommen sie dazu, von der Bürgerschaft Berücksichtigung zu fordern? Ja, wenn es Größen ersten Ranges wären, deren Namen man auswendig weiß, von denen man hundertmal in den Zeitungen gelesen hat, aber die kommen zu uns nicht.

Endlich haben wir in Scharzberg noch den Bürgergesangverein und die Singakademie. Leider muß gesagt werden, daß beide Vereine zu einander stehen wie Hund und Kage. Doktor Schallop, der alles auf den Kopf zu stellen liebt, sagt: Wenn wir nur einen von beiden hätten, hätten wir mehr. Es ist auch wahr, zwei „große“ Gesangvereine ist für unsre kleine Stadt ein bißchen viel. Aber sollen die Bürger sich von den Beamten und andern nicht stadtfässigen Leuten kommandiren lassen? Nein! Soll der Bürgergesangverein, der nun schon länger

als fünfzig Jahre besteht zum Besten dieser Singakademie von gestern ab danken? Nein! Soll unser Direktor, der seit mehr als zwanzig Jahren als Musiker groß dasteht, diesem jungen Köhlig nachstehn? Nein! Sollen sich unsre Töchter von den Herrn Referendaren und Leutnants geringschätzig behandeln lassen? Nein! Mögen sich die Brandmeiers und Riesels und wie sie heißen an das vornehme Volk wegwerfen, wir bleiben unter uns. Das war die Meinung der Väter der Stadt und der andern ehrsamten Bürger, welche Mitglieder des Bürgergesangsvereins waren — in der Weise, daß sie die Beiträge bezahlten und ihre Töchter fangen. Die Sänger zu beschaffen war Sache des Herrn Dirigenten. So war das von jeher gewesen, und so sollte das auch sein und bleiben. Die Väter zahlten ihren Beitrag und die Töchter singen — bis zur Verlobung, dann haben die Dummheiten ein Ende. Aber kann denn nicht auch eine Frau singen? Warum nicht gar! Eine Frau ist für ihr Haus da und hat keine Altoria zu treiben. Die Frau Apothekerin hat es einmal versucht, auch als junge Frau zur „Singerstunde“ zu gehn, der haben wir aber das Handwerk gründlich gelegt. Uebrigens ist die Frau Apothekerin — unter uns gesagt — ein bißchen exaltirt. Mit den Sängern hats seine Schwierigkeit. Die Hauptsache müssen wieder die Herrn Lehrer thun. Dafür dürfen die jüngern von ihnen auch Bürgertöchter der dritten oder vierten Vermögensstufe heiraten. Hierzu kamen ein paar „junge Leute,“ das sind Kommis, die zum Singen kommandirt werden, und ein paar ältre Herren von jugendlichem Gemüte. Mit dem Tenor steht es übel. Ein richtiger Tenor ist unter den Sängern gar nicht zu finden, und Herr Pauli, der sich für einen Tenor hält, ist viel zu alt und abgesungen; wenn der lieber ganz still wäre! Eigentlich giebt es in der Stadt nur einen einzigen Tenor, das ist der rote Hahn, den haben sie aber in der Singakademie, und bis jetzt ist es wenigstens unmöglich, ihn der Singakademie abzuspannen.

Vom Vorstande ist nicht viel zu sehen. Im Grunde giebt es nur den Vereinsdiener, der die Proben ansagt und die Beiträge holt, und den Dirigenten, der mit unbeschränkter Vollmacht gebietet, als wäre er der Unternehmer des Ganzen. Sein Selbstbewußtsein ist sehr groß, man kann auch lange suchen, ehe man einen Mann findet, der gleich großes leistet als Musikant und Rechenmeister. Vielleicht ist dem Leser schon einmal die Schrift in die Hand gekommen: „Leitfaden für das Kopfrechnen der gehobenen Bürgerschule.“ Dieser Leitfaden ist von unserm Dirigenten verfaßt; er hat die allergünstigsten Rezensionen erfahren und ist sogar von der königlichen Regierung empfohlen worden. Aber ebenso groß wie als Rechenmeister ist dieser Dirigent als Musiker. Man hat gefragt, wie denn das beides zusammenpasse. Ja, warum soll es denn nicht passen? Die Musik ist die Kunst, die auf Zahlen beruht. Die Höhe der Töne hängt von der Schwingungszahl ab, Rhythmus und Takt gehören in das Gebiet der Bruchrechnung. Der Generalbaß besteht aus Zahlen, man kann eine Harmonisirung, einen Kontrapunkt ganz gut auf der Tafel ausrechnen. Dr. Schallopp meint natürlich, das alles habe mit der Kunst nichts zu thun. Mein Gott, mehr als Noten kann doch kein Mensch spielen oder singen.

Als Rechenmeister hält unser Dirigent — ich habe vergessen zu sagen, daß er Leizner heißt — auf „korrekte“ Aufführungen, korrekt wie sein Unterricht in der zweiten Knabenklasse und wie sein Orgelspiel in der St. Jakobskirche. Da fehlt kein Achtelchen, da ist jedes piano und forte an seiner richtigen Stelle. Und was das schönste ist, man merkt es gleich, hier solls leise gehn und da solls laut gehn, dies soll staccato sein, und jenes legato. Alles ist hübsch deutlich

und klar und findet auch bei der Hörschaft das gebührende Verständnis. Uebrigens kennt Leigner die Grenzen der Leistungsfähigkeit seines Chors; darum macht er sich nicht gern an große Sachen. Wenn einmal Rombergs „Glocke“ oder Haydns „Schöpfung“ drankommt, so bedeutet das eine Haupt- und Staatsaktion. Dafür hat er eine große Vorliebe für kleine Kompositionen unbekannter Autoren, die nach seiner Meinung stets „bekanntlich“ zu den bedeutendsten Musikern der Gegenwart gehören.

Wenn Uebungsabend ist, so versammeln sich die Töchter der Stadt pünktlich im obern Saale des „Prinzen Albrecht“. Das Schwazzen vor Anfang der Uebung ist das Schönste bei der ganzen Sache. Unten in der Herrenstube sitzen die Väter der Stadt beim Schoppen, und an sie schließen sich zunächst auch die Herren Sänger an. Man ist unentbehrlich, also hat man es nicht eilig, sondern läßt gern ein bißchen auf sich warten. Während dessen hat der Herr Dirigent die Notenhefte auszuteilen. Er macht es mit einiger Umständlichkeit, und er fügt auch bei den jungen Mädchen, die bei ihm Singstunde haben, einige geheimnisvolle Bemerkungen hinzu, wodurch jene als Wissende ausgezeichnet werden. Hierauf öffnet er den Flügel und stellt seinen Stuhl zurecht, durchschreitet den Saal nach allen Richtungen und sieht mehrmals nach der Uhr. Dann wird der Musikbote hinabgeschickt: die Herrn möchten die Güte haben, heraufzukommen. Es kommt keiner. Nach einiger Zeit ergeht die zweite Botschaft: die Herrn möchten aber nun heraufkommen. Jetzt kommt man sachte angezogen. Sagen darf der Dirigent nichts, sonst reißen die Herrn ihm wieder aus; überdies sind sie der Mehrzahl nach Kollegen, die er mit Schonung behandeln muß. Mit den Damen werden nicht soviel Umstände gemacht.

Nun gehts los. Meine Herren, Nummer 26 aus der Schöpfung: „Vollendet ist das große Werk.“ Einige Takte werden fortissimo vorgespielt. Der arme Flügel! Meine Herren, erinnern Sie sich daran, was ich das vorigemal gesagt habe, im Tenor heißt es also: Vollen—det i—ist das große Werk. Sopran und Baß haben: Vollendet ist da—a—s große Werk. Also nun! — Abgeklopft. Der Alt hat im eins — zwei — drei — vier — fünf — sechsten Takte wieder gesungen f—f—c—f. Es heißt f—f—b—f. Wir müssen die Stimmen noch einmal einzeln durchnehmen. Der Alt singt nun seinen Part fünfmal hinter einander. Endlich gehts. Nun also weiter! Auch unsre Freud' — auch unsre Freud', auch unsre Freud' — Sopran! Auch unsre Freud' erscha—a—alle laut. Tenor mit dem zweiten Achtel: Des Herren Lo—o—ob! Haus im Alt: Des Herren Lo—o—ob erschalle laut! Und so weiter in dulce infinitum. Es kostet volle dreiviertel Jahr, ehe die Schöpfung durchgeübt und mit allen „dynamischen Schattirungen“ ausgestattet ist.

Dafür ist aber auch eine Aufführung ein großes Ereignis. In der Zeitung wird schon wochentlang vorher auf den bevorstehenden Genuß hingewiesen. Die Töchter werden neu eingekleidet, die Mütter sind in Aufregung, endlich kommt der Abend, der Konzertabend. Der Saal ist bis zum letzten Plaze gefüllt, alles ist da, nur die Herren Väter sitzen nach wie vor beim Bier unten in der Herrenstube. Die musikalischen Größen der Stadt stehen im Hintergrunde mit wahren Sphinxgesichtern. Jetzt rauschen die Sängerrinnen, die man von auswärts verschrieben hat, in den Saal. Allgemeines Kopfwenden, heftiges Geplüster: Resedegrüne Seide mit Marschall-Niel-Rosen. — Ah! Gelber Atlas mit schwarzen Spitzen. — Hm! Die Damen begeben sich auf ihre Plätze und ruscheln sich zurecht. Ungelegentliches Gespräch mit dem Dirigenten. Das Cello wird noch vier Zoll nach

links gerückt, die Flöte wird näher herangezogen. Letzte Unterredung mit Meister Tanneboom, der sich ebenso wie die andern Geiger mit Stimmen gar kein Genüge thun kann. Geizner betritt den Dirigentenplatz. Ermunternder Blick zum Tenor hin, warnende Vermahnung an den Alt. Die Damen im Sopran müssen noch etwas zusammenrücken. Noch eine kurze Bemerkung für die Sängerinnen, noch ein schneller Ueberblick über die Partitur. Endlich los!

Die Chöre müssen ja gehen, dazu sind sie viel zu fest eingepaukt. Freilich sang man sich zuletzt in Eifer in ein gewisses Mezzoforte hinein, worunter einige „dynamische Schattirungen“ Schaden litten. Aber so was kommt überall vor. Die Solofängerinnen genirten sich nicht, sondern sangen, was das Zeug hielt. Dafür kriegten sie es aber auch bezahlt, und für sein Geld will man etwas hören. Das Orchester war unübertrefflich. Schon das Chaos zu Anfang der Schöpfung gelang meisterlich. Wenn Saint Saëns in seinem berühmten Totentanz eine verstimimte Klarinette einführt, so erscheinen zwei verstimimte Klarinetten im Chaos nicht zu viel zu sein. Leider verstand Meister Tanneboom diese musikalische Feinheit nicht, sonst hätte er nicht selbigen Abends die betreffenden unglücklichen Lehrlinge abgehörft. Daß einmal die Trompeten auseinander kackten und die Pauke falsch einsetzte, waren vereinzelte Unglücksfälle. Auch so etwas kommt überall vor. Geizner kannte das und ging großmütig darüber hin.

Wer hätte gewagt, etwas dagegen einzuwenden, daß der große Tag mit einem „Tänzchen“ schloß? Die Jugend tanzt nun einmal gern, die neuen Kleider waren angeschafft und angezogen, die Musik war da, also mußte sich der alte Haydn schon gefallen lassen, daß man auf seine Musik Walzer und Polka folgen ließ. So blieb man denn beisammen. Der Sal wurde geräumt, gesprengt und gekehrt, und das wahre Vergnügen konnte nun losgehen. Tannebooms Künstler, die sich bei der „Schöpfung“ sehr unbehaglich befunden hatten, strichen mit Befriedigung ihre alten Tänze. Die beiden Sängerinnen durften dableiben und mittanzen. Auch die Herren Väter erschienen jetzt, nachdem das Gespräch in der Herrenstube oder die Skatpartie beendet war. Jetzt gab es auch was zu essen. Der Wirt hatte aus dem Haffebacher Teich Karpfen kommen lassen; so was läßt man sich nicht entgehen.

Geizner durchwandelte seine Scharen in gehobner Stimmung. Kein Mensch aus der Bürgerschaft sagte ein Wort der Anerkennung. Niemand wagte es überhaupt ein Urteil zu äußern. Man hatte die bange Ahnung, daß eine Dummheit zu Tage kommen könnte, und so hüllte man sich in philosophisches Schweigen. Der eine oder der andre der kunstverständigen Kollegen brachte, so weit es der stille Neid gestattete, einige lobende Redensarten an. Geizner nahm sie entgegen mit einer Miene, als wollte er sagen: Was könnt ihr armen Teufel geben! Aber im Stillen ging es ihm ein wie Honigseim. Zum Schlusse setzten sich Geizner und Tanneboom, wie es herkömmlich war, zusammen hinter eine Flasche Wein, um die großen Ereignisse noch einmal durchzusprechen und sich gegenseitig in den Himmel zu heben. Setzte sich, wie es auch herkömmlich war, der Redakteur des Intelligenzblattes als dritter hinzu, so wurde das Geschäft der gegenseitigen Anerkennung mit besonderm Eifer fortgesetzt. Um zwölf Uhr ging alles heim, damit man nicht drei Mark in die Armenkasse zu zahlen brauchte. Und es war „sehr nett“ gewesen.

Natürlich mußte am dritten Tage eine Rezension in der Zeitung stehen. Wenn nur nicht der gute Rössing, der Redakteur, in musikalischen Dingen so gar ungeschickt wäre! Ueberläßt man es ihm, so macht er unzweifelhaft irgend eine große Dumm-

heit, oder er ergeht sich in schwungvollen nichtsfagenden Redensarten. Also bleibt nichts übrig, als das Ding selbst zu machen, wenn man etwas ordentliches haben will. So zog denn am andern Morgen der Klaffenerste mit dem „Material“ zur Kritik, das Leizner schon im voraus zusammengestellt hatte, zur Expedition. Köfing hatte nur noch Kopf und Schwanz daran zu machen, und am Abend stand eine lange Rezension im Intelligenzblatte.

Sie ging von der in vorwurfsvollem Tone vorgetragenen Bemerkung aus, daß man unsterbliche Meisterwerke wie Haydn's „Schöpfung“ viel zu selten zu Gehör bekomme. Man sei der Opferfreudigkeit des Gesangvereins und seines bewährten Dirigenten zu großem Danke verpflichtet, daß unsrer Stadt der Genuß, die „Schöpfung“ zu hören, nicht länger vorenthalten geblieben sei. Dann folgte aus Niemann's Musiklexikon ein Absatz über das Oratorium im allgemeinen, über Haydn im besondern und Haydn's „Schöpfung“ im allerbesondersten. Die Aufführung war natürlich über alles Lob erhaben gewesen, die Chöre sicher eingeübt, und mit „dynamischen Feinheiten“ ausgestattet, die Leitung durch „unsren wohlbewährten Leizner musterhaft,“ der Gesamteindruck „ein gewaltiger.“ Auch das Orchester unter der Leitung „unsers Tanneboom“ war „recht brav“ gewesen. Die fremden Sängerinnen kriegten in etwas geheimnisvoller Form ihren Klaps. Etwas muß man doch in einer Rezension auch tadeln, und bei einer fremden Sängerin kann das keine übeln Folgen haben.

Man las die Rezension mit vieler Andacht. Nun erfuhr man doch auch, was man gehört hatte. Auch Leizner konnte es nicht lassen, sie mit liebevollem Verweilen seiner Gedanken ein halbes Duzend mal zu lesen. Das war sein Lohn für die viele Arbeit.

Selbigen Abends ward in verschiedenen Gasthäusern barbarisch auf Leizner geschimpft. Wir müssen leider sagen, daß die Herren Kollegen die schlimmsten waren. Was dieser Leizner sich einbildet, hieß es, der denkt, weil seine Frau eine geborne Häfeler ist — was dem seine Frau ist, das ist meine Frau allemal. — Und mit der Musik ist es auch nicht so weit her bei ihm, wie er sich einbildet. — Und die Rezension hat er doch selber geschrieben. — Kinder, laßt ihn, er hat sein musikalisches Einmaleins hergesagt und sich zum Lohne einen raufgesetzt.

Musikalisch sind wir in Scharzberg, das muß man uns lassen. Aber wo bleibt die Singakademie? Die kommt das nächstemal dran.

März 1889

F A

ad naturam delineavit



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neuer Ballhorn. Die deutsche Schule begeht in diesen Tagen (26. März) den hundertjährigen Geburtstag eines Dichters, der mit seinen Liedern und Fabeln in den Kinderstuben und in den Unterklassen der Volksschulen zum unbestrittenen Liebling der Jugend geworden ist, den Geburtstag Wilhelm Hey's.

Da trifft es sich denn seltsam, daß juist zu derselben Zeit ein deutscher Lehrer sich aufs grüßlichste an dem Dichter versündigt, den andre deutsche Lehrer mit